Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 13

Artikel: Hans Amstein

Autor: Hesse, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sprochen: während einer langen Friedenszeit hat man den Krieg vorbereitet; während der jetzigen, im Verhältnis zum Frieden so kurzen Kriegszeit ist es unabwendbar notwendig, schon jetzt den Frieden vorzubereiten, den dauernden Frieden zu organisieren. Von nun an muß der Friede organisiert sein, technisch durchgebildet und ehrlich, und er darf nicht mehr auf geheimen Abkommen beruhen, auf zweifelhaften Uebereinkommen, auf provozierenden, unnatürlichen Allianzen, auf dem Gleichgewicht der Kräfte.

Die Friedensspezialisten müssen endlich einmal auf die kindliche Propaganda der letzten Jahre verzichten, sie müssen fest entschlossen sein, eine wirksame, eingreifende, grundsätzliche Handlung durchzuführen. Die ganze Welt muß sich endlich um den Frieden interessieren, sie muß ihn wollen und ihren Teil zu seiner Herbeiführung und zu seiner Befestigung beitragen. Wir alle, wir wollen eben so einen Liebhaber-Weltfrieden, schreibt der Engländer G. H. Wells. Aber es kommt heute nicht auf unsere persönlichen Wünsche an. Die Welt ist gesättigt vom Wunsche nach Frieden, aber dieser Wille hat nichts, um das er sich herumkristallisieren könnte.

Es gibt niemanden in der ganzen Welt, der verantwortlich wäre, die Schwierigkeiten zu verstehen und zu überwinden. Es gibt wahrhaftig mehr Menschen und mehr Intelligenzen, die sich der Herstellung von Zigaretten und Haarnadeln widmen als der Herbeiführung eines dauerhaften Weltfriedens. Es gibt einige halbvergessene Sekretäre, die aus den Löhnen einiger philantropischer Amerikaner leben — und das ist sozusagen alles. Fast alle Welt will den Frieden; fast alle Welt wäre glücklich, von dieser Stunde an das weiße Friedensbanner mit der Taube im Felde zu entfalten — wenn nur der Feind von dieser Tat keinen unedlen Gebrauch machen wollte. Aber niemand denkt daran, die notwendigsten Vorkehren zu treffen, niemand, der der Welt das sagt, was sie wissen muß, so sagt, wie man es etwa über die Vorzüge eines guten Automobils tut. Wir müssen uns ja alle mit uns selbst beschäftigen. Aber man erhält nichts, indem man es einfach wünscht, man erhält es, indem man danach strebt und indem man alles auf die Seite räumt, was im Wege steht.

* * *

Man darf sich nicht nur um den Frieden bekümmern, der diesen Krieg zu Ende führen soll, man muß jetzt schon nach dem trefflichsten Mittel suchen, das jene furchtbare Geißel, die sich die Menschen selbst geschaffen haben, zerbrechen kann. Man hat schon verschiedene Mittel vorgeschlagen: Aufhebung der Geheimdiplomatie — gegenseitige und progressive Einschränkung der Rüstungen, verbunden mit der Nationalisierung der Kriegsindustrien — keine Annexionen ohne Einwilligung der betroffenen Völker — Schaffung einer internationalen, oder besser übernationalen Zentralstelle.

All das müssen wir alle studieren.

Der gegenwärtige Krieg bedeutet den Zusammenbruch des bewaffneten Friedens und des „Balance of power"; er bedeutet zu gleicher Zeit den Zusammenbruch des bisher geübten Pazifismus. Will man zum Frieden, müssen die pädagogischen Probleme miterörtert werden; man muß endlich einsehen, wie die Erziehung des Kindes neben Weisheit und wahrer Wissenschaft so viel Unsinn und Unvernunft bringt.

Man darf dabei selbstverständlich den Komplex sozialer und ökonomischer Fragen, mit denen der Friede innig verknüpft ist, nicht vergessen. Nach der Zerstörung wollen wieder aufbauen. Nicht wieder aufbauen. Fort mit den alten Trümmern. Sie bergen doch immer Keime und tötliche Mikroben. Eine neue und kräftige Struktur — mit neuen und mannhaften Menschen.

In dieser ewig fließenden und internationalen Zeit kann man eine oder viele Nationen nicht einkreisen. Die, welche heute die heftigsten und kategorischsten Erklärungen unterschreiben, müssen die ersten sein zur Wiederaufnahme der Beziehungen. Wir, die wir Menschen geblieben sind, wir müssen die fruchtbaren offenen und geistvollen Beziehungen zwischen den Völkern vorbereiten, die man mit Schützengräben und Stacheldraht getrennt hat. Darum haben wir aus unserer Sprache jeglichen Haß zu verbannen, den eine vergiftete Presse und gewisse skrupellose Schriftsteller propagieren.

„Brüder von Frankreich, ihr Brüder von England und ihr Brüder von Deutschland, wir hassen uns nicht. Ich kenne euch. Ich kenne euch gut. Unsere Völker verlangen nichts als den Frieden und die Freiheit."

Wie wahr ist dieser pathetische Ausruf Romain Rollands, jenes großen Befreiers der Gewissen, dieses unvergleichlichen Trösters aller Betrübten, dieses wahrhaftigen Menschen.

Hans Amstein.

Von Hermann Hesse.

Schon gut, junge Leute, quälet mich nicht. Ich will euch also etwas aus meinen Studentenjahren erzählen, das von der schönen Salome und meinem lieben Hans Amstein. Nur müsset ihr stillhalten und dürfet nicht glauben, es handle sich um so eine fidele Studentenliebelei. Zu lachen ist nichts dabei. Und gebt mir noch ein Glas Wein her! Nein, vom Weißen. Fenster zumachen? Nein, Verehrtester, laß es nur donnern, es paßt mir in die Geschichte. Wetterleuchten, Donner und schwüle Nacht, das ist die Stimmung. Ihr modernen Herren sollet sehen, daß wir seinerzeit auch unser Stück erlebt haben, dick und dünn, wie es kam, und nicht zu wenig. Habt ihr auch zu trinken?

Ich bin schon früh ohne Eltern gewesen und habe fast alle meine Ferien beim Onkel Otto droben verbummelt, in seinem steinigen Schwarzwaldnest, zwischen Obstessen, Räubergeschichten und Forellenangeln, denn in alledem teilte ich als dankbarer Neffe meines Onkels Geschmak vollkommen. Ich kam im Sommer, im Herbst und an Weihnachten, mit schmalem Ranzen und leerem Sack, fraß mich da droben feist und rot, verliebte mich jedesmal ein wenig in die treue Cousine und vergaß es auf Schulen wieder, denn es saß nicht so tief. Ich rauchte mit dem Onkel um die Wette seine giftigen Italiener, ging mit ihm angeln, las ihm aus seiner höchst kriminellen Bibliothek vor und begleitete ihn womöglich abends zum Bier. Das alles war nicht schlecht und kam mir löblich und männlich vor, wenn auch die blonde Cousine zuweilen bittende oder vorwurfsvolle Augen machte; sie war eben eine sanfte Natur und hatte keinen Sinn fürs Martialische.

In den letzten Sommerferien vor der Studentenzeit war ich wieder beim Onkel, großmäulig, hoffärtig und ins Kraut geschossen, wie Abiturienten sein müssen. Da kam eines Tages ein neuer Oberförster aufgezogen. Es war ein guter, stiller Mensch, „unjung und nicht mehr ganz gesund", der da seinen Altersposten gefunden hatte.

Man sah im Augenblick, er würde wenig von sich reden machen. Er brachte einen schönen Hausrat mit, denn er war reich, ferner wundervolle Hunde, ein langschwänziges, zartes Pferdchen samt einem zierlichen Gefährt, beide für die Gegend viel zu leicht, schönes Schießgewehr und eine neumodische, englische Angelausrüstung, alles sehr nett und sauber und wohlhabend. Das alles wäre ja auch schön und erfreulich gewesen. Aber was außerdem noch mitkam, war eine Adoptivtochter Namens Salome, die freilich alles andere in Schatten stellte. Weiß Gott, wie das wilde Kind gerade zu dem ernsten, ruhigen Mann gekommen ist! Sie war eine ganz exotische Pflanze von einem entfernten Vetter irgendwo aus Brasilien oder Feuerland her, schön und sonderbar anzusehen und von absonderlichen Manieren.

Ihr wollt natürlich wissen, wie sie aussah. Das ist nicht so einfach — sie sah eben vor allem auffallend und exotisch aus. Ziemlich groß, nahe an zwanzig, tadellos gewachsen, so daß vom Nacken bis auf die Füße alles gesund und erfreulich erschien, namentlich Hals, Schultern, Arme und Hände waren kräftig, gedrungen und dabei beweglich und nobel. Das Haar üppig, dick, lang, von einem dunklen Blond, um die Stirn herum ein wenig lockig, hinten in ein großes Bündel geknüpft und mit einem Pfeil durchstochen. Vom Gesicht will ich nicht zu viel sagen, es war vielleicht zu voll und der Mund vielleicht ein wenig groß, aber man blieb immer an den Augen hängen. Sie waren übergroß und goldbraun und standen ein wenig vor. Wenn sie, wie gewöhnlich, vor sich hinstarrte und lächelte und die Augen groß machte, war es wie ein Bild. Aber wenn sie einen ansah, war man verwirrt. Sie schaute so unbekümmert drauf los, bald musternd, bald gleichgültig, ohne irgendeine Spur von Genieren oder Mädchenhaftigkeit. Nicht gerade frech, vielmehr wie ein schönes Tier, unverstellt und ohne alle Geheimnisse.

Und so führte sie sich auch auf. Was ihr gefiel oder nicht gefiel, verhehlte sie nicht; wenn ein Gespräch ihr langweilig war, schwieg sie hartnäckig still und blickte beiseite oder sah einem so ennuyiert an, daß man sich schämte.

Die Folgen sind klar. Die Frauenzimmer fanden sie unmöglich, die Männer waren für sie entflammt. Daß ich mich eiligst in sie verliebte, versteht sich eo ipso. Es verliebten sich in sie aber auch die Forstgehilfen, der Apotheker, die jüngeren Schullehrer, der Vizeamtmann, die Söhne der reichen Holzhändler, des Fabrikanten und des Doktors. Da die schöne Salome sich mit aller Freiheit bewegte, allein spazieren ging, eine Menge Besuche machte und in ihrem zierlichen Wägelein rings im Lande herumkutschierte, war die Annäherung nicht schwer, und sie sammelte in kurzer Zeit eine schöne Zahl von Liebesgeständnissen ein.

Einmal kam sie zu uns, Onkel und Cousine waren nicht da, und sie setzte sich zu mir auf die Gartenbank. Die Dirlitzen waren schon rot, das Beerenzeug stand reif, und Salome griff behaglich hinter sich in die Stachelbeeren. Nebenher nahm sie am Gespräche teil, und wir waren bald so weit, daß ich mit feuerrotem Gesicht ihr erklärte, ich sei rasend in sie verliebt.

O, das ist nett, war die Antwort. Sie gefallen mir ganz gut. Kennen Sie den älteren Griebel?

Den Karl? O ja, gut.

Das ist auch ein reizender junger Mann, er hat so schöne Augen. Er ist auch in mich verliebt.

Hat er es Ihnen selber gesagt?

Gewiß, vorgestern. Es war drollig.

Sie lachte laut und legte dabei den Kopf zurück, so daß ich auf ihrem weißen, runden Hals die Adern sich bewegen sah. Ich hätte nun gern ihre Hand genommen, wagte es aber nicht, sondern streckte ihr nur die meine fragend entgegen. Da legte sie mir ein paar Stachelbeeren in die offene Hand, sagte Adieu und ging davon.

Ich sah nun allmählich, wie sie mit allen den Anbetern ihr Spiel hatte und sich über uns amüsierte, und ertrug von da an meine Verliebtheit wie ein Fieber oder eine Seekrankheit, die ich mit vielen andern teilte, und von der ich hoffte, sie würde einmal aufhören und mir nicht das Leben kosten. Immerhin hatte ich böse Nächte und Tage... Ist noch Wein da?

Danke. — Also so standen die Sachen und zwar nicht nur in jenem Sommer, sondern mehr als ein Jahr lang. Hie und da fiel etwa einer der Liebhaber verdrossen ab und suchte andere Gehege auf, hie und da kam ein neuer dazu, aber Salome blieb unverändert, bald fidel, bald still, bald höhnisch und schien sich dabei herzlich wohl und belustigt zu fühlen. Und ich gewöhnte mich daran, jedesmal in den Ferien einen Rückfall in die heftigste Verliebtheit wie ein der Gegend eigentümliches Fieber zu bekommen und aushalten zu müssen. Ein Leidensgenosse teilte mir im Vertrauen mit, wir seien Esel gewesen, ihr Erklärungen zu machen, da sie unverhohlen des öfteren den Wunsch geäußert habe, alle Männer in sich verliebt zu wissen, und darum den wenigen Standhaften mit äußerstem Entgegenkommen um den Bart gehe.

Unterdessen war ich in Tübingen in die Burschenschaft eingetreten und brachte mit Trinken, Schlagen und Bummeln zwei muntere Semester hin. In dieser Zeit war Hans Amstein mein Intimus geworden. Wir waren gleich alt, beide begeisterte Burschenschafter und weniger begeisterte Medizinstudenten, wir trieben beide viel Musik und wurden einander allmählich unentbehrlich, trotz mancher Reiberei.

Schon an Weihnachten war Hans mit mir des Onkels Gast gewesen, denn auch er hatte längst keine Eltern mehr. Sehr wider Erwarten blieb er aber nicht an der schönen Salome, sondern an meiner blonden Cousine hängen. Auch hatte er schon das Zeug, sich angenehm zu machen. Er war ein feiner und hübscher Mensch, machte gute Musik und war nicht aufs Maul gefallen. So sah ich mit Wohlbehagen zu, wie er sich um das Bäschen bemühte, und wie sie gern nachgab und sich anschickte, den drolligen Kampf mit ihrer bisherigen Sprödigkeit mehr und mehr zum Scheingefecht werden zu lassen. Ich selber lief nach wie vor auf allen Wegen, wo mir etwa die Salome begegnen konnte.

An Ostern kamen wir wieder, und während ich den Onkel beim Angeln festhielt, machte mein Freund rasche Fortschritte bei der Cousine. Diesmal war Salome ziemlich häufig bei uns, versuchte mit Erfolg, mich toll zu machen, und sah dem Spiel zwischen Hans und Berta aufmerksam und mit scheinbarem Wohlwollen zu. Wir machten Waldspaziergänge, fischten, suchten Anemonen, und während die Salome mir den Kopf vollends verdrehte, ließ sie die anderen beiden nicht aus den Augen, musterte sie überlegen und spöttisch und gab mir unehrerbietige Bemerkungen über Liebe und Brautglück zum besten. Einmal erwischte ich ihre Hand und küßte sie eilig, da spielte sie die Empörte und wollte Revanche haben.

Ich werde Sie dafür in den Finger beißen. Geben Sie her!

Ich streckte ihr einen Finger hin und spürte ihre großen, gleichmäßigen Zähne im Fleisch.

Soll ich noch fester beißen?

Ich nickte, da floß auch schon Blut in meine Hand, und sie ließ mich mit Gelächter los. Es tat scheußlich weh und man sah es noch lange.

Als wir wieder in Tübingen saßen, teilte Hans mir mit, er sei mit Berta einig und hoffe sich im Sommer zu verloben. Ich besorgte in diesem Semester ein paar Briefe hin und her, und im August saßen wir beide wieder an des Onkels Tisch. Mit dem Onkel hatte Hans noch nicht gesprochen, doch schien dieser die Sache schon gerochen zu haben, und es war nicht zu fürchten, daß er Schwierigkeiten machen würde.

Da kam eines Tages die Salome wieder zu uns, ließ ihre scharfen Blicke herumgehen und kam auf den verdammten Einfall, der sanften Berta einen Possen zu spielen. Wie sie dem harmlosen Amstein flattierte, ihn in ihre Nähe nötigte und mit Gewalt verliebt zu machen suchte, war einfach nimmer schön. Er ging gutmütig darauf ein, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn ihn diese Blicke und dies Anschmiegen und sich hergeben nicht heiß gemacht hätte. Doch blieb er fest und hatte schon den Sonntag bestimmt, an dem er den Onkel überrumpeln und Verlobung feiern wollte. Das blonde Cousinchen strahlte schon so bräutlich und verschämt wie möglich.

Wir Freunde schliefen in zwei benachbarten Stübchen im Erdgeschoß, je mit einem niederen Fenster, durch das man morgens mit einem kleinen Sprung in den Garten kommen konnte.

(Schluß folgt.)